

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

131 (10.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Nachruf auf ein Bild

Bei dem Brand des Münchener Glaspalastes am 6. Juni 1931 wurde das zur Romantiker-Ausstellung dort hin entliehene Gemälde von Moritz v. Schwind: „Ritter Kurtis Brautsahrt“ vernichtet.

Wenn eine öffentliche Sammlung ein Bild ausleiht, so sind in jedem Falle eingehende Verhandlungen, Feilungen des Leihgehalts vorzunehmen. Nur wenn der Bestand des Bildes durch die kulturelle Bedeutung des geplanten Unternehmens gerechtfertigt erscheint, wenn der technische Zustand des betreffenden Bildes ein gelinder ist, und wenn vielleicht bereits geleistete oder in Zukunft zu erwartende Gesandnisse ein Entgegenkommen besonders befürworten, so entschließen sich Galerieleitung und Behörde, die Ausstellung durch die gewünschte Leihgabe zu unterstützen. Alles, was zur Sicherung des Bildes getan werden kann, geschieht: Das Bild wird „von Nagel zu Nagel und gegen jede Gefahr“ versichert und nach Eingang einer schriftlichen Bestätigung über den Abschluss dieser Versicherung am spätestmöglichen Termin versandt. Schon in der Riste, die allerhand Aufschriften trägt, die zur Vorsicht mahnen, wird nochmals die Unverletzlichkeit seines Zustandes überblickt und eventuell ein Protokoll aufgenommen, das bei der erwarteten glücklichen Wiedehrückkehr mit dem Original verallgemeinert werden kann.

Diesmal nun kommt ein solches Bild nicht mehr zurück; denn die Zeitungen melden von einer Brandkatastrophe unter Kunstwerken, wie sie noch nicht dagewesen ist und in unerwarteter Weise verheerend war; ein Ergebnis, das man nur mit jenen verheerenden Bränden vergleichen kann, die fast alle Dome des Mittelalters infolge unachtsamer Kerzen- oder Fackelleuchten einmal erlitten haben. Nicht weniger wird man die willkürlichen Zerstörungen durch Krieg und Glaubenskämpfe in alter und neuer Zeit, denn diese diktiert noch eine Art menschlichen Willens, jene überraschen und entsetzen in der Form des Naturereignisses.

Unter den Leidtragenden der Katastrophe befinden sich neben den schwer betroffenen Künstlern, inmitten der namhaftesten Galerien, der deutschen Nation überhaupt, die mit der ausgestellten Sammlung von Romantikern unvergleichliches in aller Welt unvergleichbares besitzt, auch Karlsruhe und seine Galerie. Ein einziges Bild, aber ein Hauptstück und vielleicht der Sammlung, ist verbrannt. Das lebendige Leben, das es seit seiner Entstehung bejah, wird scharf berührt durch seinen Tod, der uns nur allzulebende Erinnerung in Händen läßt, nämlich das Schwarz-Weiß der hohen Abbildung.

Moritz v. Schwind war 36 Jahre alt, als er im Jahre 1840 dies Bild vollendete. Es hatte ihn während mehrerer Jahre beschäftigt, bereits vom Jahre 1839 lag ihm eine ältere gezeichnete Fassung des Themas vor. 1842 wurde das Gemälde aus Staatsmitteln für die Badische Kunstschule erworben; es war das Jahr, in dem der Künstler nach Karlsruhe übersiedelte, um die Ausführung der Freskogemälde im Treppenhause der Kunstschule zu beginnen.

Innerhalb der Galerie wachte dann im Lauf der Jahrzehnte das Bild ein paar mal seinen Platz. Zuletzt kam es an seiner letzten Stelle im gelben Kabinett neben dem Feuerbachsaal, wo es sich tapfer verteidigte gegen den allzu lauten Wandton des Raums (aus Eriparnisgründen wurde die Erneuerung immer verschoben), und dort wurde es den Schülern gezeigt und bei allen Führungen den Besuchern zu „erklären“ versucht. Immer wurde die heitere Goethe'sche Ballade vom Ritter Kurt erzählt, die der Darstellung zugrunde liegt, und deren Reime als Schriftband am unteren Bildrand zu lesen war: Widerlächer, Weiber, Schulden, ach, kein Ritter wird sie los — vom Ritter Kurt also, den auf seiner Brautsahrt mitten auf dem Marktplatz eines Städtchens nahe seiner maligen Burg die Gläubiger festnehmen, während die Braut samt in Ohnmacht fällt und ein fröhliches Festgetümmel in bun- der bestirmt und öffentlichen Szenen beide umbraut. Ein hellfarbiges Gewebe von Einfällen, reich und art gemischt, ein gemaltes Märchen; die Romantiker an ihrem Ausfluge, da wo sie bürgerlich und volkstümlich wird; ein Bild, das alle romantische Schönheit noch rein bejah.

Ein Bild kam um, unter vielen. Nur ein Bild. Man wird ein anderes hinhängen, gewiss. Was ist ein Bild? Ein wenig Leinwand und Farbe, ein Nichts an materiellem Wert. Aber wenn es sich um ein Bild im hohen Sinne handelt, um sichtbar gewordenen Geist, dann steigt der ideale Wert ins Unmeßbare. Solche Bilder schen-

ten sich die Könige vergangener Zeit; solche verwenden heute politische Parteien als Agitationsmittel; bei Friedensschlüssen der Länder werden sie als Bedingung umfängt; und dieselben Bilder, gleichzeitig, können Wallfahrtsorte für Gläubige bedeuten und eine stillste Stunde im einzelnen Menschenleben. Ein Bild lebt, wenn es von Natur unsterblich ist; sein Besitz wird begehrt, wenn es der Menschheit und der Nation gehört; es ist wertvoll, wenn es über Besitz erhaben ist und vom Geldbegriff nicht mehr erfasst werden kann. Solcher Art waren die Bilder der Romantiker-Ausstellung. Und wenn auch der Umfang des Verlustes an anderen Stellen größer ist, wenn auch die Bilder von Runge und Friedrich, den beiden frühverstorbenen, schmerzlicheren Rufen in den deutschen Kunstbesitz reisen, als ein noch so schönes Bild aus Schwinds reichem Deutere, so wiegt doch auch in Karlsruhe der Verlust nicht leicht. Schien das Bild nicht gleichen Geistes Kind zu sein wie unsere Stadt? War es nicht der gemessen-freundlichen Enge der Stefaniestrasse und des Botanischen Gartens verwandt, wenn sie im Sonnenschein liegen? —

Die Münchener Bilderfatastrophe fällt in eine Epoche, die zwischen hochgepannter Kunstbewertung im einzelnen und eigentümlicher künstlerischer Entmutigung im Ganzen pendelt. Oft genug kann man hören und lesen, daß die Kunst am Sterben sei; Tatsache ist jedenfalls, daß die Gefahren, die ihr im vielverufenen Zeitalter der Technik und durch die wirtschaftliche Lage drohen, weit über deren politische Wirklichkeit hinaus als Schlagworte geglaubt werden und in Form einer depressiven Suggestion ihre Wirkung tun. Wir sollten Kunst nicht brauchen, Kunst sei nicht „Lebensnotwendig“? — Die tiefe Betrübnis, die bei der Nachricht vom Untergang nur dieses eines Bildes beobachtet wurde, konnte nur entgegengesetzten Schlusses berechtigen. Im Augenblick des Verlustes wird der Besitz befristet und seine Bedeutung. Der Verlust bringt zum Bewußtsein, wie gewaltig doch das Gewicht dieser geistigen Besitztümer ist, wie unentbehrlich und unverlierbar sie sind, wie eingemurset und lebensnotwendig das handliche und aktive Bewußtsein zur Kunst. Diese Bestimmung steht neben der Frage um den verlorenen „Ritter Kurt“.

Bologna - Brindisi

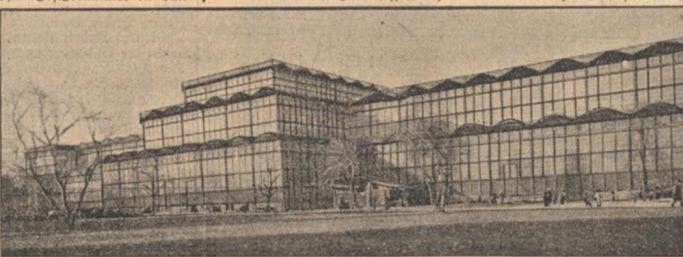
Der Nachschlüssel, der von Bologna her, die Ostküste Italiens entlang, nach Brindisi fährt, ist überfüllt. Viele Offiziere und viele kleine Kinder. Dichtgedrängt steht man im engen Gange der idyllisch leuchtenden italienischen Wagen. Das kann gut werden, denke ich, denn ich habe von Rimini, wo ich einsteige, noch etwa zwölf Stunden zu fahren. Auf der Landstraße scheint das ein kurzes Stück zu sein; aber es ist doch die halbe Länge des italienischen Stiefels. Doch ich habe Glück. Das Abteil, vor dem ich sitze, wird nach einiger Zeit frei. Aber nach Mitternacht kommt ein Mann mit Frau und zwei kleinen Kindern. Ich habe nichts gegen kleine Kinder; doch wenn sie Nacht in mein Abteil kommen, bin ich für tabuläre Geburtenbeschränkung. Wer noch nie im Süden gefahren ist, der hat keine Ahnung davon, was alles in eine Familie auf die Reise mitnehmen kann. Während ich der Vater. Er rennt hin und her, holt Milch aus einem der Körbe, die draußen im Gange stehen, bringt Bettzeug, beruhigt das ältere Kind, die Mutter legt sich in eine Ecke und läßt das kleinste schlafen. Die Weibchen werden nachgegeben. Man ist ordentlich zu Hause. Der Vater spricht ein süßliches, melodisch klingendes Staleno, mit vielen Reimenamen. Trübsal, besänftigt, ist unendlich geduldig und lieb. Die Mutter, eine schöne Frau von jenem Typus, der an Feuerbachs beste Frauenköpfe erinnert, aber schon schwer und dick und phlegmatisch, spricht kaum ein Wort, läßt sich und die

Kinder bebiehen. Kurz, es ist genau umgekehrt, wie es in einem deutschen Zuge wäre.

Als die beiden Kinder müde und schläfrig werden, bettet die Mutter sie der Länge nach auf den drei Plätzen, die neben meinem Platz frei sind (das Abteil hat nur vier Sitze). Faucetzi juch auf den Boden und legt ihr Haupt zwischen die Kinder auf die Bank. Da stehe ich auf und biete ihr meinen Platz an. Sie dankt — legt die beiden Kinder wieder bequem auseinander, so daß sie nun auch meinen Sitz mitbenutzen können, und lauert sich wieder auf den Boden hin. Ich bin herzlich genug, das übertrieben zu finden, aber was soll ich machen? Ich gehe hinaus auf den Gang, wo der Vater sich auf einem Klappstuhl niedergelassen hat. Er schaut im Abteil nach, singt mit seiner melodischen Stimme ein särtliches Lied von Viehstehlen an Frau und Kinder, kommt wieder heraus und bietet mir sofort seinen Klappstuhl an. Wir stolpern mit einigen Schwierigkeiten ins Gespräch, das in bunter Abwechslung aus deutschen, französischen und italienischen Broden besteht, er ist Professor an einer Art technischen Hochschule in Mittelitalien, icht fährt er nach dem Süden in seine Heimat in Ferien. Das ist für ihn nicht all zu teuer. Denn der italienische Staat verlangt von seinen Beamten und Lehrern nur den halben Fahrpreis, sofern man eine Jahresrate von 50 Lire, also etwa zehn Mark, entrichtet. Außerdem zahlt Mussolini auch wesentlich geringere Gehälter als Deutschland. Dieser Akademiker hat ein niedrigeres Einkommen als ein Volksschullehrer bei uns. Er ist ein begeisteter Freund Deutschlands; wenigstens tut er so. Ich vermeide es zwar möglichst, mit ihm eingehender zu diskutieren, denn in Italien ist das eine Sache. Aber er schmärmt umso mehr von dem kommenden Bündnis, des neuen Italien mit einem „Neuen Deutschland“; ob Sie glauben nicht, wie wir gerüstet sind; unsere Flotte, unsere Marine, es ist wunderbar! ... Und Deutschland, dieses gewaltige Industrieland, mit so tüchtigen Soldaten — und seine Stimme lenkt sich zu einem melodisch vibrierenden Klavier — warten Sie nur noch, ein paar Jahre, ob, Frankreich wird sooo klein ... Ihre chemische Industrie ist ja ungeheuer technisch entwickelt. Sie werden sehen ... So geht es filometerlang, dem Sinne nach genau so phantastisch und läßt mich an einem deutschen Stammtisch, aber hier noch dabei sehr melodisch, sehr lebenshaftlich, mit vielen bedeutenden Worten, und das alles bringt er wieder mal ins Abteil, ruft entsetzt: Oh mio bambino! — heißt gar nicht daran, daß er jedoch begeistert von dem kommenden Krieges geschwärmt hat, in dem er lieber Kleiner entweder vom Giftgas sterben oder von Granatplitzern zerfetzt werden wird.

Es wird empfindlich kalt in unserem Gange. Draußen hängt ein leiser Wind, von dem die letzten Tage ein trübseliges Bild gezeichnet haben. Der Zug ruckt. Seitlich hält er. Die Gegend ist düster bewaldet, selten blüht ein Licht. Endlich geht hinter trüben Wolken die Sonne auf. Ein paar rote Finken hängen am Himmel, und die Landschaft sieht aus wie ein Novembermorgen in der norddeutschen Tiefebene. Und doch sind wir schon weit unten im Süden. Hinter Bari tauchen die ersten großen, arauarinen Karateen auf. Die Bäume, die Bäume und roten Böden, von kleinen Mauern aus Lehm aufeinander geschichteten Steinen durchzogen. Und gen Osten liegt, an diesem reagenfunden Morgen, grau und schwer die Adria, die so gar nicht blau, sondern Adria. Zwei Stunden vor Brindisi steht, nach einem bewegten und umständlich aufgeregten Zusammenpacken, der Professor mit seiner Familie aus, verabschiedet sich mit einer lebenslanglichen Anhänglichkeit von mir, als seien wir die dicksten Freunde, die Frau aber schaut mich kaum an; und erst nachher verfinde ich auch das — die Frau ist im Süden ja noch so gebunden, noch so unfrei, das es schon unerschicklich wäre, einen fremden Mann auch nur freundlich anzusehen. Ich mir übrigens in diesem Augenblick auch höchst eckel. Adria ist nur, doch ich endlich mich fange an zu freuen. Und dann soll der Teufel alle friesschlüpfenden, särtlichen Professoren holen, samt ihrer Madonna und ihrem Bambino, und Mussolini, die deutsche Technik und die blaue, graue oder arme Adria können mich — aber da schlafte ich schon ein, und so muß dieser Satz ohne Ende bleiben.

Tristan und Isolde in Barreuth. Die im Rahmen der diesjährigen Barreuther Bühnenspiele unter Leitung des Herrn Dr. Wilhelm Furtwängler stattfindenden Aufführungen von „Tristan und Isolde“ weisen folgende Besetzung auf: Tristan: Lauritz Melchior und Gotthelf Pfitzer; Isolde: Hanna Larsson-Tobien; König Marke: Josef Manowarda; Kurwenal: Rudolf Bodemann; Brangäne: Anna Helm; Melot: Joachim Sattler; Hirt: Friedrich Schröder; Junger Seemann: Gustav Ködlin; Steuermann: Franz Meyer.



ALOIS NOLD
DIE HOLLE VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Weg ins Ungewisse
Ein trüber Herbsttag war der 6. Oktober 1921, als ich meinem Heimatdort Niederbühl bei Rastatt in Baden ohne eigentliches Ziel Lebewohl sagte. Eine rechte neblige Stimmung lag in dem Gewölbe. Ähnlich wie dieses Wetter war auch mein Inneres: Trübe und voll Nebelschleier!
Schwerer waren meine Füße und schleppend ging ich die Dorfstraße entlang. Mein Puls schlug laut und rasch, als wolle er mir das Herz zerreißen.
Warum nur diese Unruhe? Ich wußte nicht, was die Veranlassung war.
Jedenfalls hat es mein Herz schon damals geahnt, daß es lange dauern würde, bis ich wieder in meine trauere Heimat zurückkehrte. Trotz der herbstlichen Stimmung und der Bräuse des Morgens mußte ich doch oft den Schweiß von meiner Stirne wischen.
Aber kein Halt gab es für mich! Nur vorwärts! — vorwärts! befahl mir die innere Stimme! Einer unbekanntem Zukunft entgegen!
So arbeiteten meine Gedanken, als ich durch das Geräusch eines Zuges auf die geschlossene Schranke an der Straße aufmerksam gemacht wurde. Unbewußt hatte ich mich wieder dem im Nebel liegenden heimatischen Dorfe zugewandt. Aber ich bezwang mich! Nochmals ein stiller Gruß nach der Heimat. Dann vorwärts, dem ungewissen Schicksal entgegen!
Mein erstes Ziel war der Bahnhof der kleinen Amtsstadt Rastatt, wo ich entschlossen eine Fahrkarte nach Karlsruhe verlangte.
Rasch verzinsgen die Minuten des Wartens, und bald sah ich in einem Abteil des Zuges, der mich zunächst nach Karlsruhe brachte. Die Landeshauptstadt konnte mir auch kein Untertommen, kein Fortkommen, bieten. Die Frage: wohnt, was nun? war rasch entschieden. Nach der Pfalz!

Wenige Minuten später ging ein Zug. Ich löste eine Fahrkarte nach Landau. Kurz nach der Mittagsstunde kam ich bereits in dieser prächtigen Stadt an. Bald hatte ich in einer kleinen Wirtschaft eine vorläufige Rast gefunden. Ein junger Mann, ein Arbeiter aus Karlsruhe, freundeete sich mit mir an. Zwei Tage durchwummelte ich Landau, besuchte Kino und sonstige Unterhaltungsstätten, sah mich unter den Leuten um.

Der Werber
Als wir am dritten Tage morgens unseren Tee einnahmen, kam ein Herr mittleren Alters in das Lokal und setzte sich zu uns an den Tisch. Er war sehr suvornehmend und sprach ein gutes Deutsch. Während unserer Unterhaltung kamen wir auch auf die schiedsten Zeiten zu sprechen. Der Herr fragte mich, ob ich geschäftlich in Landau weile, oder ob ich auf Wanderschaft sei? Ich erwiderte ihm, ein eigentliches Ziel hätte ich nicht, ich sei vielmehr von zu Hause fort, um irgendetwas Stellung zu bekommen.
Nach einigem weiteren Hin und Her erbot sich der Herr, der einen guten, ja sehr guten Eindruck machte, mir und meinem Bekannten eine gute Stellung zu besorgen. Er meinte: „Da ich mit einer Postzeitung in Nordafrika gute Verbindung habe, bin ich in der Lage, Jänen, meine Herren, eine sichere, gutbezahlte Stellung zu verschaffen! Sie bekommen ein gutes Gehalt, sind nach 12 Jahren pensionsberechtigt, ferner haben Sie Verpflegung nebst Logis frei. Wie meinen Sie zu meinem Vorschlag?“
Einen Verdacht oder Zweifel an den biedereren Worten des Mannes bekamen wir nicht. Ich wenigstens auf keinen Fall.
Warum hätte ich auch diesem so freundlichen Herrn nicht vertrauen sollen? Ich war ganz und gar von diesem Angebot über-rascht, ebenso mein Karlsruher Freund. Nicht einen Augenblick zögerten wir und gaben unsere Zustimmung! Der Herr bestellte eine Flasche Rotwein und etwas zu rauchen. Wir ließen uns dabei gut schmecken.
Nach einem freundlichen dankbaren Abschiednehmen von unseren Wirtsleuten ging es in Begleitung des Herrn dem Bahnhof an. Dort löste er drei Fahrkarten dritter Klasse nach Metz. Wir bekamen den Zug und fort ging es über Weissemburg, Würth nach Metz.
Als glückliche Menschen fühlten wir uns! Warum auch nicht? Nach unserer Meinung hatten wir ja auch volle Berechtigung dazu! Die Fahrt von Landau nach Metz war sehr nett; unser Begleiter erzählte uns allerlei Schönes von der Postzeitung, daß wir nur so staunten. Das Tempo des Zuges erschien uns viel so lang-

sam. Ich schmiedete mir schon meine Zukunftspläne und baute Luftschlösser. Natürlich war auch etwas Abenteuerlust in mir! Schön muß es sein, als Polizeibeamter in Nordafrika seinen Dienst zu tun. So manches wird man da erleben. Man kann sich schließlich hervortun, und dadurch noch eine besondere Chance haben. So dachte und träumte ich auf der Fahrt nach Metz.
Heute muß ich noch den geschmeidigen Herrn bewundern, wie unaufrichtig und geschickt er sein Geschäft ausübte verstand. Das mir einem ganz geliebten Werber für die Fremdenlegion in die Hände gefallen waren, erkannten wir erst, als es zu spät war.

Regionär
Vom Bahnhof Metz gelangten wir nach 20 Minuten Marsch an einem sehr hohen Gebäude an. Es war keine Kaserne und kein Hotel. Immer noch nichts Schlimmes ahnend, betreten wir zusammen mit unserem geheimnisvollen Freunde das Innere des Gebäudes. Im nächsten Augenblick fanden wir in einem Büro, unser Begleiter wuschelte mit den Ziffern und Uniformierten, die sich hier aufstellten, einige Worte auf französisch. Dann erging ein Ruf der uniformierten Beamten das Wort:
„Sie sind für die französische Fremdenlegion bestimmt, und werden einwilligen hier untergebracht!“
Ich geriet nach dieser Erklärung vollständig außer Fassung und wollte mich auf die Angaben und Versprechungen des Herrn in Zivil berufen, der uns hierher gebracht hatte. Aber bald sah ich ein, daß jede Bemühung vergebens war. Protestieren hatte keinen Zweck! Wir waren schmachvoll überführt worden. Wir waren einem gemeinen Werber in die Hände gefallen.
Zwei Beamte führten uns durch einen langen und dunklen Gang, an dessen Ende ein großer Saal, oder besser gesagt, eine Halle angebaut war. Zwei große Sicherungstürer an der Tür wurden zurückgeschoben. Die mächtige Tür öffnete sich: Wir traten den noch weiteren 62 unglücklichen Gefangenen gegenüber, die, wie wir, nun auf ihr weiteres Los warteten. Eine lange riesige Halle lag vor unseren Augen. Kaferrnenmäßig waren die Betten nebeneinander aufeinander gestellt. Wir bekamen solch eine Lagerstätte angewiesen. Der Beamte wies darauf hin, daß, wenn wir uns innerhalb eines Tages nicht entschließen könnten, zu unterschreiben, nämlich den Verpflichtungsschein zur Fremdenlegion, wir dann vier Tage in Einzelhaft ohne Essen und Trinken kämen. Mit einem barten Schlag schloß sich die Tür.
(Fortsetzung folgt.)